

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 106 (1980)

Heft: 30

Illustration: [s.n.]

Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zauberhaften Musik und laufe dann beruhigt mit meinem Hund durch den Wald. Dort gibt es eine Lärche mit unzähligen lila Zäpfchen, die durch das lichte Grün schimmern, und die feinen, weissen Waldmeister zieren den braunen Boden mit einem Spitzmuster.

Der Blick schweift frei und weit. Riesige Tücher gleich legen sich die goldgelben Rapsfelder über das Land. Tief atme ich die klare Luft und mit ihr die Freude ein. Schön ist es zu Hause! denke ich. Froh will ich meine Wäsche besorgen und all die anderen nützlichen Dinge tun. Im Moment ist mein Fernweh überwunden, ich weiss aber, dass es spätestens in einer Stunde wiederkehrt und heftiger denn je von mir Besitz ergreift. Dann aber kann mich nichts mehr aufhalten, dann muss ich eilen und eine Reise buchen – zu Borneos Kopfjägern. *Leni Kessler*

Paria

Ein Caféhaustisch mit zwei Stühlen – als einziger noch ohne Gast. Schuld daran ist zweifellos sein Standort: er befindet sich, allen Blicken erreichbar, inmitten des Lokals. Nicht einmal eine Eckbank gegenüber, deren «Rückhalt» man spüren könnte ...

Menschen kommen und gehen, Blicke wandern den Tischreihen entlang. Die «Konversation» beschränkt sich fast ausschliesslich auf das Herbeirufen der ewig lächelnden Servietochter. Eine unterkühlte Atmosphäre herrscht hier, geht von gelangweilten Gesichtern aus. Die Dorfpräminenz zeigt ihre träge Eleganz. Trotz des wechselseitig wohlwollenden Kopfnickens spürt man das manchmal herablassende Sich-Ignorieren.

Ein Mann tritt ein, zweifellos kein Angehöriger dieser Kaste. Zwar nicht gekennzeichnet durch einen Punkt auf der Stirn, aber doch deutlich erkennbar – als Türke. Sein flackernder Blick, sein unsicherer Gang fallen mir sofort auf. Verkrampft steuert er auf den einzigen leeren Tisch zu – den beschriebenen. Steif sitzt der Mann da, unbarmherzig kritischer Musterung unterzogen. Eine Zigarette anzündend, beschäftigt er seine unruhigen Hände. Verharrend in dieser Position, wartet er auf die Servietochter, die ihn auffallend lange nicht bemerkte. Schliesslich äussert er seinen Wunsch, ist aber der deutschen Sprache anscheinend nicht mächtig. Nach dreimaligem, ungeduldigem Fragen – das Lächeln auf ihren Lippen ist plötzlich verschwunden – stellt die Servietochter mit unfreundlicher Geste eine Limonade auf

den Tisch. Zögernd sein Portemonnaie ergreifend, zahlt der Fremde gleich, trinkt, erzwungen bedächtig, sein Glas leer, steht auf und schreitet langsam zur Tür.

Er tut mir leid. Wie ausgestossen muss er sich gefühlt haben!

Ich fühle mich fehl am Platz. Und gehe. *Christine*

Der gute Schein

Meine kleine Tochter (sechs Monate) erhält meistens zum Zvieri ein Fruchtjoghurt. Eines Tages war ich bass erstaunt, als sich im Aprikosen-Joghurt ein undefinierbarer Gegenstand befand, der dem Magen eines Säuglings bestimmt nicht besonders bekömmlich war. Im Sinne wachen Konsumentenbewusstseins sandte ich den Gegenstand mit einer kleinen Notiz an die Herstellerfirma. Freudig überrascht erblickte ich später nicht nur einen sehr freundlichen Entschuldigungsbrief, sondern auch einen Gutschein für zehn Gratis-Joghurts, zu beziehen an der hiesigen Verkaufsstätte.

Beim nächsten Einkauf präsentierte ich stolz den Bon. Die Frage, ob ich einen Wettbewerb gewonnen hätte, verneinte ich wahrheitsgetreu und erzählte natürlich die Geschichte vom mit seltsamen Gegenständen angereicherten Joghurt. Da kam ich bei der Verkäuferin an die falsche Adresse! Ungehalten informierte sie mich über meine Rechte als Konsumentin. Bei ihr hätte ich mich über allfällige Mängel beschweren müssen; sie hätte mir das Joghurtli schon ersetzt. Welch eine Frechheit, fuhr sie fort, sich direkt an die Herstellerfirma zu wenden! Ob ich das Joghurtli wirklich bei ihr gekauft hätte usw. Meine Freude über die in Aussicht gestellten Joghurts schwand zusehends, und ein eher beklemmendes Gefühl machte sich in der Magengegend breit. Vor allem weil die anderen Kundinnen im Laden mich, die Joghurtverschleicherin, kritisch beäugten. Die erboste Verkäuferin verwies mich gnädig an das «Orts»-Büro, und unter ihrem weiteren Schmähreden verliess ich, nicht mehr besonders selbstsicher, den Laden.

Zu Hause angekommen, «vergass» ich alle Reklamationsschreiben und Wutreden. So wichtig sind mir zehn Gratis-Joghurts auch wieder nicht. In Zukunft werde ich einfach die Joghurts im Supermarkt vis-à-vis erstehten ...

Ich sandte den Bon dem hiesigen Verteilerbüro zu, mit dem Vermerk, diese Joghurts seien der grimmen Verkäuferin zu vermachen, damit sie durch den

Genuss der Joghurts etwas freundlicher werde ...

Seither sind Monate vergangen, und ich habe keine Antwort erhalten. Falls Sie, liebe Leserin, beim nächsten Einkauf eine besonders ausgeglichene, freundliche Verkäuferin antreffen, fragen Sie sie doch bitte, ob sie ein Gratis-Joghurt gegessen habe ... *Mayèse*

Bittere Medizin

Frau B. hatte einen kleineren Eingriff unter Narkose und vier Tage später eine grosse Operation glücklich überstanden. Nun lag sie matt im Spitalbett – all das Geschehene hatte nicht nur physische, sondern auch psychische Kräfte von ihr gefordert. Und Frau B. war kein «Riese».

«Nun nehmen Sie sich Zeit zum Gesundwerden», sagte der Arzt zu ihr. Es klang verständnisvoll, und Frau B. strahlte: «Ich bin nach jeder Operation drei Wochen im Spital geblieben.» «Was, drei Wochen?» wunderte sich der Gott in Weiss. «Wenn ich operiere, dauert's nicht drei Wochen!» Sprach's – und schritt hoheitsvoll hinaus, eine ziemlich verdutzt aus dem Spitalhemd guckende Patientin zurücklassend.

Drei Tage später, während der Arztvisite: «Sie hat nachts so geschwitzt; man musste ihr das Hemd wechseln», rapportierte die Schwester. Der Starchirurg verordnete eine Spritze gegen das Uebel. «Ginge es nicht ohne?»

fragte Frau B. schüchtern. «Ich habe 38 Grad Fieber, ich denke, da muss doch etwas ausgeschwitzt, nicht unterdrückt werden.» «Woher kommen denn Sie?» lautete die barsche Gegenfrage. «Vielleicht dorther, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen?» «Ich bin tatsächlich auf dem Lande aufgewachsen», gestand Frau B., verlegen an der Bettdecke zupfend. «Eben, da haben wir's! Dort glaubt man noch an dieselben Märchen wie vor fünfzig Jahren. Ausschwitzen! Nein, nein, das ist die Umstellung im Organismus. Sie haben Wallungen!»

Also verpasste man dem Opfer eine Spritze, die das Problem des nächtlichen Trockenlegens schlagartig löste.

Frau B. blieb insgesamt dreieinhalb Wochen im Spital. Nicht, um «es dem Doktor zu zeigen», sondern weil ihre eher zarte Natur kein früheres Heimgehen erlaubte. Sie hoffte, bei jenem Arzt, der sie ins Spital eingewiesen hatte, mehr Verständnis zu finden. «Ich habe eine Art Schock erlitten nach dieser Operation», vertraute sie ihm beim nächsten Besuch an. «Nun ja, ein solcher Schock kann oft ganz heilsam sein», lächelte der Angesprochene. Worauf Frau B. die Konsequenzen zog und den Medizinmann wechselte ...

Es ist zu hoffen, dass die kommende Aerzte-Generation nicht nur an Chemie, Technik und das eigene Können glaubt, sondern auch die menschliche Natur berücksichtigt. – Ansätze dazu sind vorhanden. *Annemarie A.*

